

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Fermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 17

Sonntag, den 26. April 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 26. April Maria v. g. M. | Donnerstag, 30. Kath. v. S.
Montag, 27. Petrus Kan. | Freitag, 1. Mai. Philipp Sal.
Dienstag, 28. Vitalis | Samstag, 2. Athanasius
Mittwoch, 29. Petr., M.

Nachdruck verb.

Zweiter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 10, 11-16 (Der gute Hirt).

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden.

✽

Gar manches anmutige Bild gebrauchte der göttliche Heiland, um der entmutigten Menschheit Vertrauen und Liebe einzufößen. Wenn er sich mit dem Vater vergleicht, der bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes all seinen Kummer und seine Sorge vergißt und den Reuigen in seine Arme schließt, so veranschaulicht er damit seine barmherzige Güte, die den bußfertigen Sünder niemals von sich stößt, sondern jeden wieder aufnimmt, der guten Willens ist, und hätte er seither noch so gottlos gelebt, noch so gewissenlos seine Talente vergeudet. — Welch ergreifenden Ausdruck findet ferner seine bange Sorge um Israel und alle, die ihm ähnlich sind, wenn er über Jerusalem klagt: „Wie oft wollte ich deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, du aber hast nicht gewollt!“ — Seine grenzenlose Liebe zu den Menschen aber könnte nicht eindringlicher geschildert werden, als da, wo er sich den königlichen Bräutigam nennt, der der Seelenbraut entgegensteht, sie in ihr herrliches Reich einzuführen.

Alle diese freundlichen Züge finden aber ihre wahrhaft idyllische Zusammenfassung in dem Bilde, das er im heutigen Evangelium malt: Er selbst der gute Hirt und um ihn geschart wir, seine geliebte Herde.

Das Bild des Hirten spielt in der ganzen Erlösungsgeschichte eine bedeutende Rolle: Hirten wurden im Alten Bunde zu Führern des auserwählten Volkes berufen: Abraham, Moses, Saul, David. Hirten wurden die geistlichen Führer, die jüdischen Priester, im Alten Testamente genannt; so bei Jer. 2, 8, wo der Herr strafend sprach: „Die Priester sagten nicht: wo ist der Herr! Die mit dem Geseke umgingen, kannten mich nicht, die Hirten sündigten wider mich, und die Propheten weissagten im Namen Baals und gingen den Götzenbildern nach.“ Im Neuen Bunde nahm er selbst den Hirtenstab in die Hand. Es erfüllt sich das Wort (Ezech. 34, 15 f.): „Ich selbst will meine Herde weiden, ich selbst will sie lagern lassen, spricht Gott der Herr. Was verloren, will ich suchen, was vertrieben, zurückführen, was gebrochen, verbinden, was schwach, befestigen, was fest und stark, behüten, und ich will sie weiden nach dem Recht.“ Das alles tat der göttliche Heiland und wurde so das unübertreffliche Muster des guten Hirten.

Nicht mit Unrecht hat man das Hirtenleben als Idealauffassung der Berufstätigkeit bezeichnet. Sonst bedeutet die Arbeit im Berufe fast stets nur das Mittel zum Zweck, man empfindet sie nicht selten als drückende Bürde, die abgeworfen wird, sobald das Ziel, der Mannon, erreicht ist. Der Hirt aber würde schwere Enttäuschung erfahren, dessen Gedanken in ähnlicher Richtung verlesen. Geld wird er wenig verdienen, von den Mitmenschen wird er gewöhnlich wenig geschätzt. Lohn und Befriedigung kann er nur in seinem Berufe suchen und finden. Deshalb auch geht ihm seine Herde über alles, jedes Schäflein kennt er, jedes kennt ihn, und zwischen Hirt und Herde entsteht ein ganz eigenartiges vertrauliches Verhältnis; selbst in der Nacht trennen sie sich nicht: der gute Hirt schlägt sein Lager inmitten seiner Herde auf.

Ist nicht genau so bei Gott, beim göttlichen Heiland!

Was kann er für sich gewinnen als unser Hirt! Gehört ihm nicht schon das Weltall, was könnten wir ihm da bieten? Und doch tritt er aus dem ehrfurchtgebietenden Verhältnis, in dem die Heiden ihre Götzen, ja sogar die Juden Jehova erkannten, heraus und wird unser Hirt, so wie schon Jesaias (40, 11) geweisst: „Wie ein Hirt wird er seine Herde weiden, in seinen Arm die Lämmer sammeln und auf seinen Schoß sie heben.“ Es ist ein laues, mühevollles Amt, denn widerspenstige, störrische Menschen bilden die Mehrzahl seiner Herde, und der Lohn — ach, wie gering! Bei den Schafen findet er meist Unverständnis, Widerstand, Bosheit — Dank, wie selten! Selbst zahlreichen Christen, denen er doch besonders seine Hirtensorge zuteil werden läßt, erscheint Dankgebet als Schwäche! Von denen aber, die sich seiner Führung entziehen, wird er bekämpft, wie früher von den Pharisäern, so noch heute von den Ungläubigen. Für alles haben sie Verständnis und Anerkennung, nur ihm wird sie versagt. Die angeblickten Wunder eines Apollonius von Thyana werden liebevoll untersucht und gewürdigt, Mohammed und Buddha sind ihnen Herren in der Menschengeschichte, dem göttlichen Hirten gegenüber aber nehmen sie Gladiatorenstellung ein. Das Verhalten dieser Kreise in der Frage „Babel oder Bibel?“ bot der Welt noch jüngst dafür ein beschämendes Beispiel.

Das alles aber konnte und kann auch fürderhin den Heiland nicht bestimmen, auf den Ehrentitel des guten Hirten zu verzichten. Auf gute Weide führte er seine Herde. Dort fand ihr Verstand reiche und gesunde Nahrung: die Lehren des Christentums erhellen das Dunkel auf unseren Erdenwegen; ja, der gläubige Verstand erkennt in ihnen Ueberirdisches und schaut lähnen Blickes sogar hinüber ins Land der Seligen. Der Ungläubige sucht dagegen vergeblich am Wege und auf dürren Heideplätzen, und auf Schritt und Tritt muß er verzweifeln: „Wir wissen nichts und werden nie erkennen,“ was doch die Seele gebieterisch zu wissen verlangt.

Gute Weide zeigt der Völkerhirt dem schwachen Menschenwillen. Was würde es auch nützen, wenn der Verstand Wahrheit und Klarheit sähe, der Wille ihm aber nicht zu folgen vermöchte! Da ist die Gottesgnade, die ihn über sich hinaushebt und nicht nur das Wollen, sondern auch das Vollbringen gibt. In alten Gemälden finden wir deshalb über dem Bilde des guten Hirten sieben leuchtende Sterne; es sind Sinnbilder der sieben hl. Sakramente, in denen unser Wille mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet wird. In dem heiligen Sakrament aber, dem allerheiligsten Sakrament des Altars, haucht er uns gleichsam sein eigenes Leben ein. Da macht er heute noch wahr, was er auf Golgatha blutiger Weise getan: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe.“ Bedarf es da noch des Beweises, daß er seine Schafe liebt?! Sind das alles nicht Beweise übergenug?!

So verfährt der gute Hirt mit den gesunden Gliedern seiner Herde. Wie sorgsam aber erst mit den Kranken, Kleinen und Schwachen! Wer hätte das nicht schon bei einem Schäfer mit Wohlgefallen beobachtet! — Man hat das Christentum, in der Absicht, es zu schmähern, die Religion der Schwachen, Unselbständigen genannt. Damit wurde unberührt seine gewaltige soziale Bedeutung, sein unausgleichbarer Vorsprung gegenüber allen anderen Religionsgebilden bezeichnet. Die beladen sind, mühselig und bedrückten Herzens — hier finden sie Unterkunft, Seilung, Genesung. Und da es keinen Menschen gibt, der dessen bedürfte, so erweist sich also das Christentum als die, und zwar die einzige Weltreligion; und Christus, sein Stifter, als der Völkerhirt. Darum vergleicht er sich auch nicht einem Hirten, sondern sagt geradezu: „Ich bin der gute Hirt.“ Er zog nicht nur heilend, tröstend, aufrichtend in Menschengestalt durch Palästina, auch heute noch waltet er dieses seines schönsten Amtes. Die Wunder, die der Zeitgeist, die ungezügelte Leidenschaft, der böse Feind — der „Wolf“, geschlagen, er heißt sie, behutamt, sanftmütig, geduldig. Wohl geht's nicht ganz ohne neuen Schmerz, aber wer möchte sich nicht dem guten Hirten anvertrauen, der sachkundig von todbringenden Dornen befreit!

Langsam, aber stetig zieht der Hirt mit seiner Herde die Berge hinan, ein liebliches Bild, das schon manchen Maler begeisterte, — hoch oben ist das Ziel, hoch oben die saftigsten Tristen. Immer höher zieht die Herde hinauf; sie scheint es zu wissen, daß sie sich noch auf der Reise befindet, daß es noch keine Ruhe hier gibt, daß dort oben erst prächtige Weideplätze sie erwarten. Aber nicht stumpsinnig klappt sie dahin; am Wegesrand, zwischen spitzen Steinen und stacheligen Dornen sproßt

Wenn auch spärlich, manch saftiges Kräutlein, das suchen die Schafe sich auf, es bewahrt sie vor Hunger und brennendem Durst. Der Hirt sieht es, wohl weiß er, daß sich dadurch die Heise verzögert, aber er wehrt ihnen nicht diesen Genuß, sie werden ihm umso dankbarer sein. Nur wenn sie abweichen vom Wege, dann reißt er sich auf, dann klingt wohl auch scharf seine Stimme, mitunter auch fühlen sie da den wuchtigen Hirtenstab. — Erkennen wir nun, daß es rechte Hirtenart ist, wie Gott uns durchs Leben führt? Auch wir sind zwar noch auf dem Wege zur sicheren Hürde, und immer höher müssen wir steigen, sie zu erreichen. Aber wir brauchen doch nicht stier den Blick auf die ewigen Auen zu richten; die Blümlein, die uns auf Erden zulachen, zu nicken, wir dürfen sie pflücken, die Freuden des Lebens dürfen wir kosten, die Schönheit der Welt darf uns bezaubern, nur darf uns dies alles nicht aufhalten auf unserem Zug nach der Höhe, nur dürfen wir nicht abweichen vom vorgezeichneten Wege, vorgezeichnet durch Gottes Gebote. Und tun wir es doch, warum wundern wir uns dann, wenn hart uns die Hand des guten Hirten berührt, wenn Schicksalsschläge uns mahnen, daß wir uns nicht im Gelände verlieren! Sollten wir nicht dankbar dem sein, der uns bewacht und behütet! Wie viele wohl würden die heiligen Berge erreichen, wenn nicht der Hirt sie fortwährend sammelte und zum Höhersteigen förmlich zwänge! Wieviele würden Irrwege wandeln, die Abgründen entgegenführen! Auch trotz der sorgenden Arbeit des guten Hirten ist die Zahl derer ja übergroß, die betörten Führern nach Schafsart in den Todessprung folgen. Mancher aber wird doch gerettet, der gute Hirt ging ihm nach, dem Verirrten, und wohl jedem, der sich finden und retten ließ, wie jene Samariterin, die er am Jakobsbrunnen zu seiner Herde zurückrief, wie die irrende Sünderin Magdalena, die er vom Genuß der lachenden, aber giftigen Tollfische zurückrief, wie der Böllner Matthäus, der ohne den warnenden Hirtenruf über gleichendem Golde nimmer zum wahren Glück gekommen wäre. Und, schon in den Himmel aufgefahren, kehrte der gute Hirt nochmals zur Erde zurück, um auf der Straße nach Damaskus dem irrenden Saulus zu sagen, daß der Weg des fanatischen Hasses nie und nimmer in den Weg zur ewigen Liebe einzumünden vermöge; kehrt zurück in jede katholische Kirche, damit wir uns hier um den guten Hirten im allerheiligsten Sakramente zusammenscharen, damit Tag und Nacht untrennbar vereint seien Hirt und Herde.

Ja, mehr noch, der heilige Augustinus hat es uns gesagt: „Herr, so sehr wachst du für mein Wohl, als ob du, alles andere vergessend, nur an mich dächtest; denn stets bist du mir gegenwärtig, stets stellst du dich mir bereit, wenn du nur mich bereit findest. Wohin ich immer gehe, du verläßt mich nicht, wenn ich nicht dich zuerst verlasse. Welch größeres Glück könnte es geben, als so unter deiner Leitung zu leben und unter solchem Hirten ein ganz sicheres, furchtloses Leben zu führen!“ P.

Der gute Hirt

Denkst du nicht mehr des guten Hirten Klagen,
Da er durch Nacht und Wüste dich gesucht?
Wie er auf seinen Schultern dich getragen,
Als dich zu Boden drückt der Schulden Wucht.

Er zügte nicht, ob du ihn auch gelohest,
Er will nur eins, daß du ihn liebest jetzt,
Nachdem geängstigt dich der Hölle Drohen,
Nachdem die Welt dich müde hat gehest.

Ruhst du nicht gut auf deines Heilands Armen,
Längst lieber du im Dornengebüsch zum Tod?
O laß an deines Heilands Herz erwarman
Dein starres Herz, still' seiner Liebe Not!

Was kann so Bitt' res dir am Kreuze sprechen,
Was kann beim Herrn so Schweres dir gesch'h'n,
Das seines Herzens Blut nicht könnt' versüßen,
Das seiner Lieb' vermöcht' zu widerst'h'n?

War süßer denn der Dorn, der dich zerrissen,
Als deines Heilands dorngekröntes Haupt?
Und müchtest lieber du die Lust nicht missen,
Als Schuld, die solchem Hirten dich geraubt?

Die Sonnenberger Kreuzkapelle

Nah des vor der Dietenmühle abzweigenden, steil zur Höhe des Bingerth hinaufführenden alten Fahrwegs gewahrt der Wanderer, bald nachdem er den Sonnenberg-Bierstadter Bismarckweg überschritten, zur Linken inmitten des Sonnenberger Friedhofs eine dachlose Ruine, aus deren altersgrauen Mauern eine Anzahl hochgewachsener Tannen gegen Himmel ragen. Es sind die Ueberreste der sogenannten Kreuzkapelle, die, wenn wir dem Geschichtschreiber Vogel folgen, der Ritter Werner Sud von Sonnenberg im Jahre 1429 errichtet haben soll. Betrachten wir aber das Bauwerk genauer, so unterscheiden wir deutlich einen romanischen und einen gotischen Teil, ersterer mit Rund-, letzterer mit Spitzbogensenkern. Das Kirchlein wäre demnach von Werner Sud, zu dessen Zeit ja die Gotik dominierte, nur umgebaut und erweitert worden und hätte vielleicht schon 200 Jahre vorher bestanden. Trifft dies zu, dann wäre sie das älteste Gotteshaus Sonnenbergs, da die Burgkapelle 1384, die Liebfrauenkapelle (die jetzt protest. Ortskirche) um 1480 entstanden. Weshalb man aber das Kirchlein auf einsamer Höhe errichtete und nicht im

Orte selbst, dünkt uns heute einigermaßen rätselhaft. Datieren wir jedoch die Zeit seiner Entstehung etwa um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, worauf auch die rohe Bauart der älteren Teile hinweist, so bestand damals Sonnenberg noch nicht als bürgerliche Niederlassung, ein kirchliches Bedürfnis war also im Tale noch nicht vorhanden. Wohl aber auf der Höhe. Führt doch an der Ostseite des Gotteshauses die alte Verkehrsstraße vorbei, die von Wiesbaden herauf in das Idsteinische zog und als solche noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein benutzt wurde: Einige hundert Meter weiter aber liegt der heutige „Lindenthaler Hof“, der alte Stammhofs derer von Lindau, die auch schon früh, wie die Sud von Sonnenberg, zur Burgmannschaft der um das Jahr 1200 erbauten Burg Sonnenberg gehörten. Nehmen wir nun an, ein Vorfahr Werner Sud's oder die von Lindau hätten hier oben an der Straße die Kapelle in der frommen Absicht erbaut, den Vorüberwandernden Gelegenheit zur Gottesverehrung zu geben, so dürften wir einigermaßen das Richtige treffen.

Völlig ausgeschlossen erscheint die Annahme eines gemeinsamen Gotteshauses für die umliegenden Orte, denn Bierstadt, das nächste Dorf außer Sonnenberg, hatte schon im Jahre 927 eine geräumige, jetzt noch vorhandene Kirche, Kloppenheim bestand im 14. Jahrhundert als Pfarrei, wohin Hefloch und Auringen gehörten. Ebenso ausgeschlossen ist die vielfach verbreitete Ansicht, die Kapelle habe Wallfahrten gebietet und habe ihren Namen von einer Partikel des hl. Kreuzes; vielmehr kommt wohl der Name von den Kreuzen, die auf dem Berg oder an seinem Abhang aufgestellt waren. Ein Ritter Dietrich Sud von Sonnenberg hatte um 1376 „einen garden unden an den Crucen by Sonnenberg“ (Otto, Merkerbuch der Stadt Wiesbaden).

Eine Pfarrkirche ist die Kapelle zu katholischen Zeiten nie gewesen, dagegen spricht schon ihre geringe ursprüngliche Größe. Doch war sie für einen eigenen Priester dotiert. Urkundliche Nachrichten sind auch hierüber nicht auf uns gekommen. Die umliegenden Acker aber waren fast alle Eigentum dieser Kapelle, dienten also dem Unterhalte eines an ihr angestellten Geistlichen. Heute gehören diese Grundstücke zu den Hauptbestandteilen des protestantischen Pfarrfonds. Ihr von Vogel genannter Erbauer, vielmehr richtiger Erweiterer, Werner Sud von Sonnenberg, kommt in Urkunden der Jahre 1415—1436 vor. 1422 und 1428 war er Amtmann in Wiesbaden (Roth, Gesch. der Stadt). Die Familie besaß zu Sonnenberg einen Burgsitz innerhalb des Burgfriedens sowie ein größeres Hofgut, beides Lehen der Grafen von Nassau. Nach ihrem Aussterben im Jahre 1474 kamen diese an die niederen Adligen von Nassau, die bald nachher im Orte selbst die Liebfrauenkapelle stifteten, worauf wohl der regelmäßige Gottesdienst in der Kapelle auf dem Kreuzberge aufhörte. Die Einführung der neuen Lehre um die Mitte des folgenden Jahrhunderts machte sie vollends überflüssig. Merkwürdigerweise war sie noch 1677, in welchem Jahre die Kriegsvölker Montecucculi's die Ortskirche zerstörten, in leidlich gutem Zustande, so daß sie nun bis zum Jahre 1729 als protestantische Pfarrkirche dienen konnte.

Zu ihrer so langen Erhaltung mag auch der Umstand beigetragen haben, daß bereits im Jahre 1553 der jetzige Friedhof bei ihr angelegt wurde. 1730 wurde sie ihres Dachwerks beraubt und damit zur Ruine gemacht. Ihr Schiff diente später als Erbbegräbnis der Familie Schulz, der letzten Besitzer des hiesigen Hofguts, das jetzt Gemeinbezwecken dient. Unter dem spitzbogigen Chorabschluss steht an der Stelle des einstigen Altars ein gemauertes Sockel mit der halberloshenen Aufschrift: „Dem Andenken an die Entschlafenen.“ Das Sandsteinkreuz, das er ehemals trug, ist längst verschwunden. Im Chore selbst zur Rechten entdeckt der Katholik noch eine kleine Wandnische zum Niederstellen der beim heiligen Opfer gebrauchten Gefäße. mr.

Gruß an die Maienkönigin

Maienluft durchweht den Hain;
Frühling schmückt Feld und Rain;
Vöglein will in Wald und Auen
Der hochseligsten der Frauen
Seine schönsten Lieder weih'n.

Auf dem weiten Erdenrund
Spricht so mancher Christenmund:
„Jungfrau, uns zum Heil geboren,
Du vor Allen auserkoren,
Sei gegrüßt zu jeder Stund!“

Reinste Jungfrau voll der Gnad',
Die der Schlange Kopf zertrat!
Welche Wonne, Dich zu kennen,
Liebend Mutter Dich zu nennen
Hier auf diesem Erdenpad!

In des Lebens Bitterkeit
Bringt Dein Name Trost und Freud';
Er macht schwinden Gram und Sorgen
Gleich der Sonne, die am Morgen
Düster'n Nebelstör zerstreut.

Aus dem Weltgetriebe flieh'n
Wir zu Dir, Maria hin!
Nimm entgegen uns're Grüße
Jungfrau, Gottesmutter süße! —
Dein sind wir mit Herz und Sinn!

Warum bekennt das Urchristentum die Gottheit Christi?

Das ist die schwere Frage, an welcher die heutigen Christusleugner sich abquälen müssen. Ja müssen; denn die Tatsache steht fest, unerschütterlich fest, daß das Urchristentum, nicht erst das um und mit Paulus, sondern auch die Älteste Urgemeinde, also das vorpaulinische Urchristentum, die Gottheit Christi bekant hat, d. h. Christus als Gott verehrt und an ihn seine Gebete gerichtet hat.

Diese Tatsache ist von der allergrößten Bedeutung. Um sie in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen, muß man im Auge behalten, daß jene ersten Christen aus dem — Judentum kamen, und es für einen Juden kein gräßlicheres Vergehen geben konnte als die Gotteslästerung, wie sie darin gegeben war, wenn jemand anders als Gott allein göttliche Ehre erwiesen wurde. Und diese ersten Christen trugen nicht das mindeste Bedenken, ihren Meister, den Gekreuzigten, als Gott zu verehren und anzubeten. „Sie müssen starke Gründe gehabt haben“ — bekennt unter der Wucht der Tatsache der liberale protestantische Heidelberger Theologe Joh. Weiss in seinem Büchlein „Christus“.

Gewiß, der Ansicht sind wir auch, daß sie starke, sogar sehr starke Gründe gehabt haben müssen und auch wirklich gehabt haben.

Ober wie sollten sie sonst dazu gekommen sein? Aus Gedankenlosigkeit! Das ist eine Antwort, die in einem wissenschaftlichen Werk den Lesern zugemutet wird!, und zwar von dem Göttinger protestantischen Theologen Bouisset in seinem Buche „Kyrios Christos, Geschichte des Christusglaubens von den Anfängen des Christentums bis Irenäus“.

Das Buch geht aus von der Tatsache, daß im Neuen Testament Christus den Titel „Kyrios“ = Herr hat, und zwar stets hat zu dem Zwecke, damit seine Gottheit auszudrücken; denn in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, der sogenannten Septuaginta, ist der alttestamentliche Gottesname Jahwe stets mit Kyrios wiedergegeben. Und nun blättere man einmal im Neuen Testament, wie oft uns da die Wendung aufstößt: „Unser Herr Jesus Christus“.

Also müssen diejenigen, welche nichts wissen wollen von der Gottheit Christi, die Frage erledigen: wie kommt das Urchristentum dazu, dem Mann aus Nazareth, dem Zimmermannssohn, den Titel — „Herr“ zu geben, wenn dieser, wie diese Modernen glauben machen wollen, nur ein Mensch war.

Bouisset nimmt uns mit auf eine — Orientreise und führt uns in raschem Zuge nach Ägypten, Syrien und Kleinasien. Dort finde man den Titel Kyrios ganz allgemein im Gebrauch für Gottheiten, die im Mittelpunkte des Kultus einer Gemeinschaft standen, also die im Kultus besonders angerufenen Götter werden als „Herren“ bezeichnet.

Was soll das für unsere Frage? Sehr einfach! die Christen haben in Antiochia, wo sie mitten unter Heiden lebten, den Titel auch für ihren Kulturos übernommen, ohne sich der Tragweite des Titels bewußt zu sein! Wörtlich:

„Das (die Herübernahme) hat niemand erdacht und kein Theologe gemacht, den Titel hat man nicht aus dem heiligen Buche des Alten Testaments herausgesehen; man hätte eine derartige direkte Uebersetzung dieses heiligen Namens des allmächtigen Gottes — doch eigentlich beinahe schon eine Vergottung Jesu — kaum ohne weiteres gewagt. — Derartige Vorgänge vollziehen sich im Unbewußten, in der unkontrollierbaren Tiefe der Gemütspsychik einer Gemeinde; das gab sich von selbst, es lag gleichsam in der Luft, daß die ersten hellenistischen Christengemeinden ihrem Kulturos den Titel Kyrios gaben.“

Ein böshafter Mensch könnte fragen, ob denn dieser Satz nicht auch im Zustand des Unbewußten niedergeschrieben worden sei! Denn nur so läßt sich die darin enthaltene Bezeichnung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung einigermaßen verstehen. Oder man frage sich doch einmal, seit wann übernimmt eine Gemeinde für ihren Kultus einen göttliche Ehreung einschließenden Titel, wenn sie denjenigen, den sie mit dem neuen Titel schmückt, gar nicht als Gott betrachten soll! Wenn die ersten Christen ihren Meister als Gott bekant haben, dann und nur dann konnten sie ihm in ihrem Kultus göttliche Ehre erwiesen; sonst — niemals! Also das Erste ist das Bekenntnis zur Gottheit — dann erst göttliche Verehrung, aber nicht umgekehrt, daß man nur einen gewöhnlichen Menschen kennt und dem nun ganz im schärfsten Gegeniaz gegen alle Erziehung und alles Gesetz und alles Herkommen göttliche Ehrentitel gibt. Wenn die Urchristen den Titel Kyrios, in welchem das Bekenntnis zur Gottheit des Betreffenden ausgesprochen ist, in ihren Kult aufnahmen, so konnte das nur geschehen, weil sie an die Gottheit Christi glaubten, dieser Glaube also kann nicht erst eine Folge der Herübernahme eines Titels in den Kultus sein, sondern die Herübernahme setzt den Glauben voraus!

Und dann die gänzliche Weisenseitziehung der geschichtlichen Tatsache! Denn die Voraussetzung, welche diese Erklärung machen muß, daß erst auf heidengriechischem Boden, etwa in Antiochia, dieser Titel Kyrios auf Christus übertragen worden sei, ist einfach nicht wahr! Schon die Urgemeinde zu Jerusalem hat Christus mit dem göttlichen Prädicat Kyrios ausgezeichnet. Beweis genug ist der von Paulus angeführte Gebeisruf dieser Gemeinde: Maranatha — Unser Herr komme. Das griechische Kyrios ist also nicht erst bei den Heiden entlehnt, sondern die Uebersetzung des in der ältesten Gemeinde schon vorhandenen Titels: Mara = Kyrios für Christus.

Somit gilt es jetzt zu fragen: wie kommt diese palästinensische Christenheit dazu, Christus als „Herr“ = Gott zu bezeichnen. Nun, in der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments war der hebräische Gottesname Jahwe mit „Kyrios“ wiedergegeben; hatte diese Urgemeinde den Glauben, daß Christus Gott sei, dann konnte sie gar nicht anders, als den Titel Kyrios von dort her aufzunehmen und aramäisch mit Mara wiederzugeben; also auch hier ist der Glaube an die Gottheit Christi die allererste Voraussetzung für diese Entlehnung.

Damit spitzt sich die ganze Frage schließlich darauf zu: wie

kam das älteste Urchristentum zum Glauben an die Gottheit Christi? Mögen die Leugner der Gottheit Christi, die in ihrem „historischen“ Christus nur einen Menschen sehen wollen — sich drehen und wenden wie sie mögen —, an der Tatsache kommen sie mit allen Kusflüchten nicht vorbei, daß der Glaube an die Gottheit Christi das Zentrum des religiösen Bekenntnisses des allerältesten Urchristentums ist — also woher dieser Glaube? Woher anders als von Christus selbst! Nur wenn dieser selbst in seinen Worten und Taten sich als Gott ausgegeben bzw. erwiesen hat, läßt sich dieser Glaube begreifen. Und er weist darum mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit auf diesbezügliche Äußerungen Christi selbst, auf die Bekundung eines göttlichen Selbstbewußtseins vonseiten Christi zurück.

Bei solcher Lage der Dinge kann man dieser liberalen Theologie mit aller Sicherheit weisagen: all das Material, das sie herbeigeschleppt aus Ägypten, Kleinasien und Syrien und allen Mittelmeerländern und allen religiösen Kulturen jener Gegenden, um ihren selbsterrundenen „historischen“ Christus zu retten, all das muß nur beitragen zur glänzenden Rechtfertigung der katholischen Kirche, welche von ihrem ersten Oberhaupt Petrus das Bekenntnis übernommen, das sie unentwegt durch alle Jahrhunderte und Generationen hindurchträgt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, als des allein dem echten, reinen, unverfälschten Christentum entsprechenden.

Das Kreuz von Puebla

Erzählung von Hermann Weber.

(Nachdruck verboten.)

Im Innern der Republik Mexiko, zwischen den Vulkanen Popocatepetl und Cistatepetl, liegt der kleine Staat Puebla mit seiner gleichnamigen Hauptstadt.

Zur Zeit unserer Erzählung war das Ländchen fast ohne wirtschaftliche Bedeutung und die Ansuhr seiner Handelsartikel, in Gold, Silber, Onyx und Flechtwaren bestehend, gering, doch besaß die Hauptstadt Puebla ein prächtiges, weitbin berühmtes Gotteshaus, in dem sich ein sagenumwobenes, wundertätiges Kreuz befand.

Die Reisenden und Christlichen Jäger, welche jahraus, jahrein die unermesslichen Wästen des Landes durchziehen, erzählen an ihren Lagerfeuern Wunderdinge von diesem Heiligum, und die nachfolgende, kleine Erzählung berichtet von einem Vorfalle, den ich aus dem Munde eines Reisenden vernahm und der sich tatsächlich ereignet haben soll.

Es war an einem herrlichen Sommernorgen des Jahres 1857, als ein „Atano de Mulos“, ein Zug von fünfundzwanzig mexikanischen Maultieren, durch eine der dünnen, unfruchtbaren Ebenen, die sich zwischen Vera-Cruz und Puebla ausdehnen, dahinzog.

Die Karawane war von zwölf Arrieros oder Maultierreitern begleitet, die in ihrer bunten nationalen Kleidung einen eigentümlichen Anblick boten. Die Leute trugen sämtlich die mit Knöpfen übersäten roten oder blauen Jaden der Mexikaner; ihre Reine waren mit ledernen, bis zu den Knien aufgeschlitzten ebenfalls vielknöpfigen „Malzoneros“ umkleidet und um ihre Hüften schlang sich der rote Gürtel, in dem das lange merikanische Messer, die Wadere, saß. Zum Schutze gegen die glühenden Sonnenstrahlen trugen die Männer breitrandige, mit Gold- und Silberfäden benähte Sombreros, unter denen das schwarze, straffe Haupthaar ungestüm hervorkam.

Der Maultierzug führte eine reiche Ladung von Flechtwaren, sowie eine wertvolle Sammlung von Gefäßen und Luxusgegenständen, die sämtlich aus dem grünfarbigen, glasharten Onyx geschnitten waren, mit sich, und wollte über Orizaba und Puebla nach der Hauptstadt Mexiko gelangen, um dort die Waren abzuliefern.

Die Karawane hatte ohne Unfall die mit niedrigem Gefiripp bewachsenen Täler der Kanada de Itapan passiert und war bereits in die dünne, gefährliche Hochebene von Puebla eingedrungen, als der Zugführer, ein finstereblicherer Kroole, die unliebame Entdeckung machte, daß der Wasservorrat der Truppe infolge Plagens einer der großen Schläuche bedenklich zur Neige ging. Die Karawane befand sich in einer bedenklichen Lage.

Auf Anordnung des Führers wurden die Wasserrationen auf das möglichste eingeschränkt, da Abhilfe inmitten dieser Wildnis schwer zu schaffen war und die nächste Wasserstelle der Ort Passo de Ovejas, noch viele Wegstunden weit entfernt lag.

Schon nach einigen Stunden begann der Zustand des Handlungszuges ein unbeschägliches zu werden. Glühend brannte die Sonne auf Mensch und Tier nieder, denn kein Baum oder Strauch gewährte Schatten, und kein Wölkchen, welches einen erquickenden Regen verhieß, zeigte sich am Horizont. Die Maultiere leuchteten und stöhnten unter der ihnen aufgedrungenen, schweren Last und stolpernd schritten sie nur vorwärts; und auch die abgehärteten Männer begannen den Mangel des Wassers zu fühlen, denn die meisten von ihnen hingen teilnahmslos und abgepannt auf ihren Pferden.

„Bacho“, sagte der älteste der Arrieros, an den finsternen Führer herantretend, „wir kommen nicht bis Passo de Ovejas, ohne die Hälfte unserer Tiere zu verlieren. Stehe sie an, wie sie vorwärts straucheln; sie können den Quasen des Durstes keinen Widerstand mehr entgegensetzen! Wir müssen einen Umweg machen, es geht nicht anders. Ich bereise seit Jahren diese Gegend; wenn wir nach Süden abbiegen, erreichen wir bald eine Cisterne, die nur zweieinhalb bis höchstens drei Leguas (eine Legua ist 1 1/2 Wegstunden) von hier entfernt ist. Wir kommen zwar einen Tag später in Mexiko an, können dieses aber nicht ändern.“

Bacho warf dem Sprecher einen scharf forschenden Blick zu und antwortete dann mürrisch:

„Von welcher Cisterne sprichst du, Perez? Soviel ich weiß, passieren wir bis Passo de Ovejas keine Wasserstelle.“

„Auf diesem Wege allerdings nicht“, antwortete der Arriero eifrig. „Ich sagte ja schon, daß wir nach Süden abbiegen müßten! Hast du denn noch nie von der Cisterne gehört, Bacho? Unversieg-

bar, wie eine milde Stimmelsgabe liegt sie zu einem schattigen Dickicht und hat schon manchen verirren Jäger, der sie durch einen glücklichen Zufall entdeckte, vom Tode des Verdurstens errettet.

„Ich habe nie von der Quelle gehört“, murmelte der Kreole. „Doch, doch, du mußt sie kennen!“ widersprach der Arriero. „Hast du denn nie von der Cisterne de la Muerte (des Todes) gehört? Diesen Namen führt sie seit zwei Jahren, seit dem Tage, an dem man dort den Sohn Lopez Guizar, des Karawanenführers, ermordet und beraubt auffand!“

Ein fahler Schein glitt wie ein Windhauch über die Hügel des Kreolen, dann wandte er hastig den Kopf, als ob er den Zustand des Handelszuges beurteilen wollte und sagte dann mit heiserer Stimme: „Wir haben bis Passo de Ovejas noch sieben Leguas zurückzulegen; sollte unser Wasservorrat nicht ausreichen für diese Strecke?“

„Nein“, antwortete heftig der Arriero. „Ich habe dir nur meine Meinung sagen und einen Rat geben wollen, Pachó. Wenn du aber eine Anzahl unserer Tiere opfern willst, anstatt eine Tagreise zu verlieren, so füge ich mich dem, was du beschließt. Du magst aber auch die Verantwortung für dein Verhalten übernehmen!“

Und ohne die Wirkung seiner Worte abzuwarten, riß der heißblütige Alte sein Pferd herum und ritt zu seinen Leuten zurück. Er hatte getan, was er für seine Pflicht hielt; wenn der Führer des Zuges eben anderer Meinung war, als er, so mochte er auch sehen, wie er mit dem Eigentümer von Tier und Waren fertig wurde.

Ein heftiger Kampf schien sich mittlerweile im Innern des Kreolen zu vollziehen. Er hielt die Lippen fest aufeinander gepreßt und schien vergebens nach einem Ausweg zu suchen, und seine Hände, welche die Hügel des Pferdes gefaßt hielten, zuckten in verhaltener Erregung.

„Caracho!“ rief er endlich zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Bin ich denn ein Kind geworden, daß ich den Schatten eines Toten fürchte? — Doch der Alte hat recht: man macht sich für jeden Schaden, der die Karawane trifft, verantwortlich, und darum bleibt mir nichts anderes übrig, als den Weg zu ändern und die Cisterne aufzusuchen.“

Er richtete sich im Sattel auf, gab dem Zug ein Zeichen, von dem bisherigen Wege abzubiegen und schlug die Richtung nach Süden ein. —

Zuerst nahm der Handelszug seinen Weg durch eine ausgedehnte, sandige Ebene, die infolge der glühenden Sonnenstrahlen tiefe Erdrisse aufwies, dann begann die Gegend einen wildromantischen Charakter anzunehmen. Eine weite Steppe, die stellenweise mit schwarzen, zentnerschweren Basaltblöcken dicht bedeckt war, nahm die Reisenden auf, ein Teil eines fast undurchdringlichen Urwaldes wurde durchquert und dann rastete der Zug eine kurze Zeit an einer steil abstürzenden, tiefen Barranca (Felschlucht, die alle von Ost nach West das Land durchschneiden; sehr vegetationsreich, aber meist sehr tief, oft sogar 1000 bis 1200 Fuß); die in ihrem Innern eine dicht verschlungene, blühende und wuchernde Vegetation aufwies.

Vom Grunde der tiefen Felschlucht empor scholl das Rauschen eines Wasserstromes an das Ohr der Männer und ließ ihre Augen in heißem Verlangen ausleuchten, obgleich sie alle wußten, daß es fast unmöglich war, auf den Boden der Schlucht zu gelangen.

Erschöpft waren die Lasttiere niedergesunken. Mit Staub und Schmutz bedeckt, die Qualen des Durstes in den trübren Augen lauzerten sie am Boden und machten einen hemmtildeuswerten Eindruck. Nach kurzer Zeit trieb die gellende Stimme des alten Arrieros sie wieder empor. „Eine Legua noch, geduldet euch, meine braven Tiere! Eine Legua nur! Dann sollt ihr Wasser trinken, so viel ihr nur wollt, und so kalt und klar, wie ihr es noch nie getrunken habt!“ rief er ihnen zu, als ob er zu Menschen spräche, und sonderbarer Weise rafften sich die an diese Behandlung gewöhnten Tiere wieder auf, um, obgleich aufs äußerste erschöpft, ihren Weg fortzusetzen.

Pachó, der Führer, hatte dem alten Perez die Leitung des Zuges übergeben; ob er diese Gegend wirklich nicht kannte oder nicht kennen wollte, war seinen unster und finster blickenden Augen nicht anzusehen.

Als schon der Tag zur Neige ging, tauchte in der Ferne ein kleines Dickicht auf, dem die Maultiere mit offenen Müstern zustrebten: sie witterten das Wasser, ihr Schritt war mit einem Male leicht und elastisch geworden. Auch die erschöpften Männer atmeten auf. Bald war das dicke Gebüsch erreicht; ein frischer, wohlthuender Geruch wurde vernehmbar, saftig grünes Laub und Buschwerk bot sich den Augen der Mexikaner dar, und der alte Arriero, der als einziger von dem Vorhandensein der segensreichen Quelle Kenntnis zu haben schien, schlug zuerst das niedrige Gestrüpp zurück und trat ein.

Im nächsten Augenblick sollte sich ihm ein unerwarteter Anblick bieten. Als er den freien Raum innerhalb des Dickichtes betrat, der die Cisterne in einem Halbkreise umgab, fuhr er erstaunt zurück und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Am Rande des felsigen Wasserbeckens, an dem er wohl bisher gelagert hatte, stand ein hochgewachsener Mann mit weißem Kopf- und Barthaar und betrachtete, die Büchse in der Hand, erstaunt und forschend den Arriero.

„Lopez Guizar!“ rief einen Moment später der alte Maultierführer, auf den Fremden zurend und ihn mit südlischer Ueberzähwänglichkeit mit beiden Armen umschließend. „Lopez — bist du es denn wirklich, alter Freund? — Bei der heiligen Jungfrau — dich hier anzutreffen, hatte ich nicht erwartet: Aber du schaust mich an wie einen Fremden: kennst du Perez, den Arriero nicht mehr?“

„Perez? Ja, jetzt erkenne ich dich wieder, alter Freund!“ rief der weißhaarige Jäger erfreut. „Doch, wie kommst du hierher, zu diesem Orte des Unglücks, zu dem mich die Sehnsucht nach meinem unglücklichen Kinde trieb, welches ich hier zur ewigen Ruhe gebettet habe?“

Ein Zug tiefen Mitleids glitt über die Büge des Maul-

tierführers. „Ich weiß, welches Missgeschick dir widerfahren ist“, antwortete er dann in trübem Tone. „Doch verzeihe, alter Freund: Meine Büchsen und die Tiere sind aufs äußerste erschöpft und bedürfen dringend des Wassers. Erlaube, daß wir uns sättigen und unsere Schläuche füllen. — Später laß uns von alten Zeiten sprechen.“

Einige Minuten später entwickelte sich ein buntbewegtes Lagerleben, dem Pachó, durch die hereinbrechende Dunkelheit veranlaßt, hatte angeordnet, daß hier übernachtet werden sollte.

Die Vorbereitungen hierzu waren bald getroffen. Zuerst wurden die Maultiere ausgeschirrt und reichlich getränkt und gefüttert, dann wurden die Warenballen zusammengeschichtet und mit Wolldecken verhüllt, um sie gegen den Nachtau zu schützen. Mittlerweile waren die gesättigten Zugtiere zusammengeloppelt und unter die Aufsicht des jüngsten Arrieros gestellt, der auch die erste Wache zu übernehmen hatte.

Als nun alles soweit erledigt war, bereiteten die Männer an schnell entzündeten Feuern ihr Abendessen, welches zumeist aus dünnen Maiskuchen, Reis und Streifen getrockneten Rindfleisch bestand.

Perez, der Arriero, war zu dem Führer getreten und hatte ihn gebeten, mit ihm und dem weißhaarigen Lopez das Essen einzunehmen und ein Glas süßen Mistela (mexikanischer Branntwein) zu trinken.

Pachó, der bisher die Vorbereitungen für die Uebernachtung überwacht hatte, sagte zu, doch wäre es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen, daß er der Aufforderung der beiden Männer nur mit heimlichem Widerstreben Folge leistete.

Als er sich dann einige Minuten später zu ihnen gesellte, hatten sie nahe der Quelle einige Wolldecken ausgebreitet und ihre Vorräte darauf niedergelegt. Der Platz, den sie für Pachó freigelassen hatten: eine geringe Erhöhung des Erdbodens und ein Felsstück als Rückenlehne, war einladend und bequem, und doch ging ein seltsames Zittern durch die Glieder des Mannes, als er ihn erblickte.

Erblickend hemmte er seine Schritte, als ob ein drohender Schatten urplötzlich vor ihm emporgestiegen sei.

„Nicht dorthin!“ sagte er dann hastig, unwillkürlich zurückweichend und ängstlich fragende Blicke auf den alten Lopez werfend. „Das Murren der Quelle verursacht mir Unbehagen — und ich fühle mich nicht wohl, laß mich weiter zurückrücken!“

Und ohne sich um das Erstaunen der beiden Männer zu kümmern, breitete er seine Decke mehr seitwärts aus und drehte dem für ihn bestimmten Platz den Rücken zu.

Eine lange Pause folgte diesem seltsamen Benehmen des Kreolen; niemand sprach ein Wort, wie dumpfe Gewitterschwüle lagerte es über den drei Männern. Jeder von ihnen schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der alte Arriero, der verschiedentlich verwundert den Kopf geschüttelt hatte, begann endlich dem Abendbrote zuzusprechen und Pachó und Lopez folgten seinem Beispiele; daß es niemand mundete, war leicht erklärlich.

Lopez Guizar unterbrach zuerst das brüdennde Schweigen. Mit zitternder Stimme, durch welche deutlich der herbe Schmerz um seinen unglücklichen Sohn durchklang, begann er:

„Wie fessam, daß wir uns gerade heute hier getroffen haben! Nur einen Tag im Jahre verbringe ich an diesem Anglitzorte — als Erinnerung an den Tag, an dem ich meinen Juan erschlagen hier auffand! Ich hätte nie gedacht, daß ich einst allein diese Einöden durchwandern würde. Welch glücklicher Mann war ich doch damals, als ich mit meinem Kinde zum letzten Male an dieser Quelle rastete! Es war das letztemal, daß ich meiner Knaben gesund und munter sah, das letztemal, daß wir uns die Hand reichten, — ein Höherer hatte es so bestimmt! Juan hatte ein Angebot, einen Handelszug nach San Augustin del Palmar zu führen, angenommen, und ich ließ ihn ziehen, weil ich während seiner Abwesenheit jagend die Wildnis durchstreifen wollte. Es war die erste größere Reise, die er als Karawanenführer machte, und darum war er noch recht heiter und frohgelant, als wir Abschied von einander nahmen. An diesem Orte wollten wir uns wieder treffen. Zur festgesetzten Zeit kehrte ich hierher zurück, das Herz voller Wiedersehensfreude — doch wie grausam sollte ich enttäuscht werden! Kein fröhlicher Gruß scholl mir entgegen, als ich das Dickicht betrat; außer dem leisen Gemurmel der Quelle unterbrach kein Laut die tiefe Stille; das erfüllte mein Herz mit banger Sorge, und als ich dann, von einer entsetzlichen Ahnung getrieben, das Buschwerk durchsuchte, fand ich ihn tot und erstarrt unter einem Haufen dürrer Laubes — von rachsloser Hand erschlagen und seines Eigentums beraubt!“

Der alte Mann schwieg und preßte die Hände vor das Gesicht; zwischen seinen zitternden Fingern hindurch suchten heiße Tränen ihren Weg.

„Entsetzlich — Welch ein schreckliches Wiedersehen!“ murmelte der Arriero erschütter.

Der Kreole schwieg und starrte in die Flammen; seine hageren Büge, auf die das Licht des Feuers seltsame Reflexe warf, erschienen wie von immerer Qual verzerrt.

„Und Ihr fandet keine Spuren, welche Euch den Täter bezeichnen hätten?“ fragte er endlich mit heiserer Stimme. „Konnte nicht ein Kampf stattgefunden haben zwischen Eurem Sohne und einem Fremden?“

„Wenn mein Kind im ehelichen Kampfe gefallen wäre, würde mein Schmerz weniger groß sein“, antwortete Lopez trübe. „Nein, es war ein feiger, hinterlistiger Mord, denn ich fand kein zerbrochenes Strauchwerk, keinen zerstampften Erdboden — alles war wie sonst, als wäre hier nie eine solche Untat geschehen. Der Mörder muß mein Kind im Schlafe überfallen haben.“

(Schluß folgt.)

Goldhörner

Ob du auch strauchelst, nur vorwärts immer,
Zaghaftes Wandern macht es noch schlimmer,
Gib's Hindernisse auch noch so viele,
Nur Mut! so kommst du zuletzt zum Ziele!